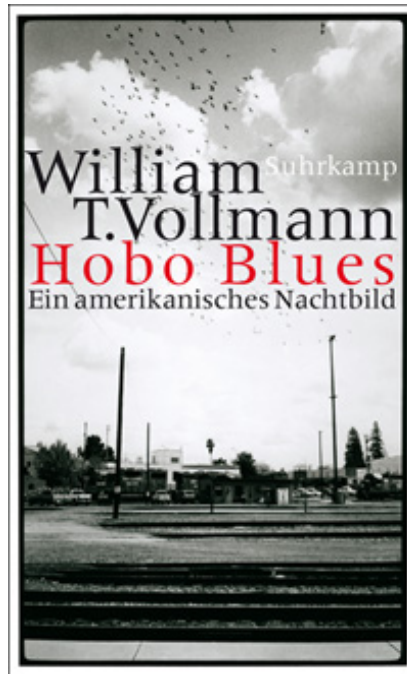


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Vollmann, William T.  
**Hobo Blues**

Ein amerikanisches Nachtbild  
Aus dem Amerikanischen von Thomas Melle. Mit ca. 40 Schwarzweißabbildungen

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42019-5





# William T. Vollmann Hobo Blues

Ein amerikanisches Nachtbild

Aus dem Amerikanischen  
von Thomas Melle

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
*Riding Toward Everywhere* bei Harper Collins Publishers,  
New York, USA.

© William T. Vollmann 2008

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42019-5

1 2 3 4 5 – 13 12 11 10 09

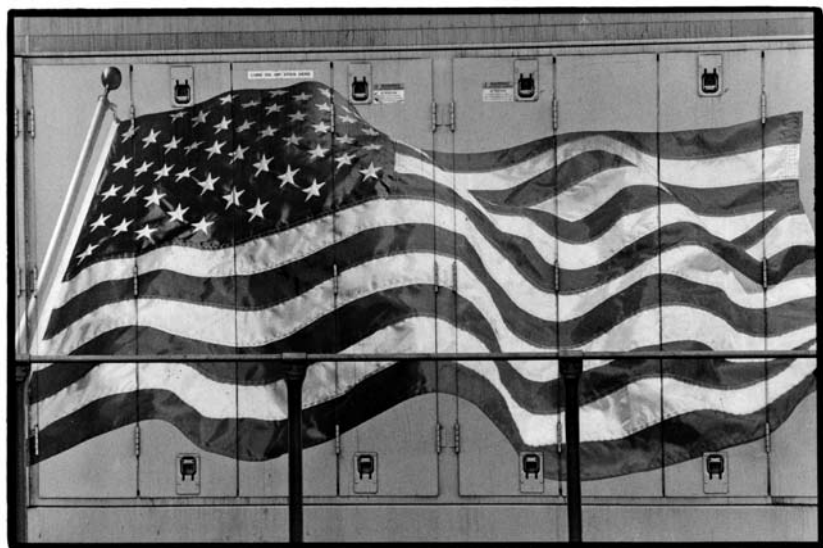
# Hobo Blues

Dieses Buch ist STEVE JONES gewidmet,  
der niemals vorgab,  
er oder ich seien echte Hobos,  
und der deshalb das Wort *fauxbaux* erfand,  
dessen fünfzigsten Geburtstag wir auf einem Güterzug feierten,  
der meinen siebenundvierzigsten mit mir ebendort beging,  
der mir niemals ein schlechtes Gewissen machte,  
wenn ich sagte, dieser oder jener Zug sei zu schnell für mich,  
und der der beste Christenmensch ist,  
welcher mir je eine Zigarre spendierte,  
meinen Schnaps trank  
oder *Scheiße!* schrie  
in die dieselschwangere Nacht.

Sie meinten, lieber wollten sie ein Jahr lang Räuber im Forst von Sherwood als für immer Präsident der Vereinigten Staaten sein.

Mark Twain, *Tom Sawyers Abenteuer* (1876)





## *Haftungsausschluß*

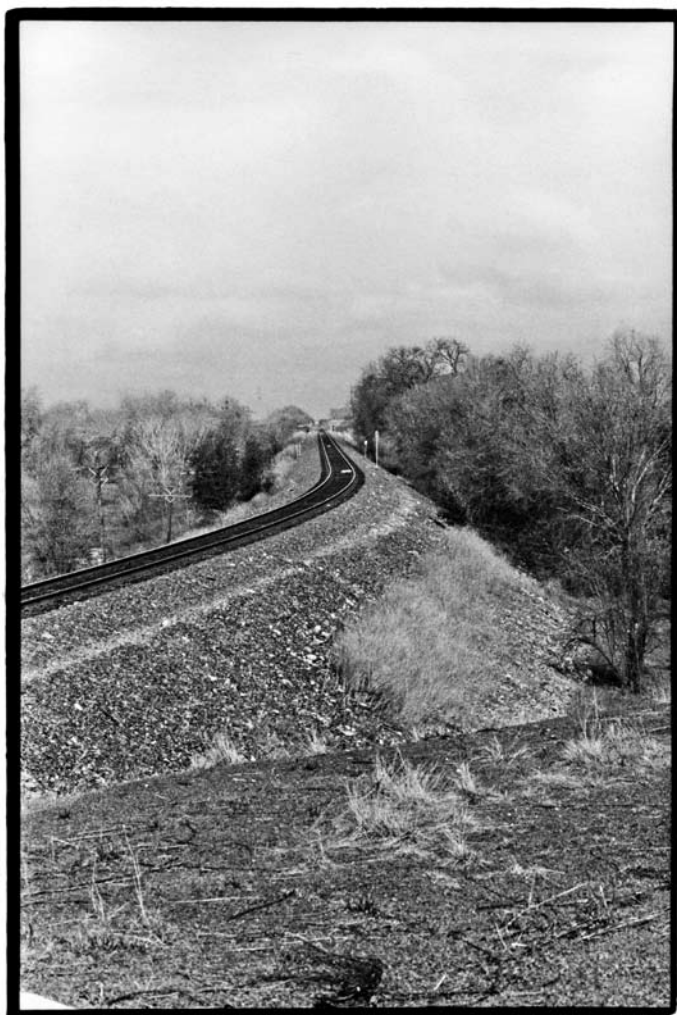
Ich wurde niemals bei der Fahrt auf einem Güterzug erwischt. Wir können also behaupten, daß ich mich niemals des unbefugten Betretens von Bahneigentum schuldig gemacht habe. Die Geschichten in diesem Buch verdanken sich alle dem Hörensagen, und die Fotografien sind in Wirklichkeit stahlgraue Kreidezeichnungen. Keine der abgebildeten Personen ist realer, als ich es bin. Darüber hinaus gefährdet Trainhopping Ihre Gesundheit und kann zum Tode führen. Seien Sie darüber hinaus gewarnt, daß die Aktivitäten, die in diesem Buch beschrieben werden, auf sträfliche Weise amerikanisch sind.

## *Zeitbezogener Haftungsausschluß*

Dieses Buch wurde zu Zeiten einer zugespitzten politischen Situation verfaßt. Diese Umstände haben, wie im folgenden ersichtlich werden wird, meine Gedanken über das Zugfahren in besonderer Hinsicht geprägt. Dementsprechend habe ich alle Hinweise auf die gegenwärtige Regierung im Präsens belassen. Wie die Russen sagen würden: *Wer Ohren hat, wird hören.*

WTV

2005-2006



# I. Ein kurzer Essay über Güterzüge

## 1

Ich bin der Sohn meines Vaters. In einem der letzten Jahre standen wir zu Weihnachten Schlange in der Bäckerei, die nicht nur die beste der Stadt ist, sondern sich auch viel darauf einbildet, und wollten den bestellten Kuchen abholen, als mein Vater neben mich trat, um mit mir zu plaudern. Eine der höchsten Gebieterinnen über Zucker und Butter, die ihre Kundschaft auch in Zeiten, wenn sie nicht von ihr überwältigt wird, gerne in die Schranken weist, kommandierte: Hören Sie *sofort* auf, den Weg zu versperren! – Mein Vater wandte sich zu mir und bemerkte im Plauderton: Gib den Leuten ein bißchen Macht, und sie werden zu Nazis, nicht wahr?

Mein Vater ist in einer Zeit aufgewachsen, als Amerikaner zu sein – zumindest weißer Amerikaner – noch bedeutete, man selbst zu sein. In mancher Hinsicht war seine Generation ignoranter, selbstgefälliger, egozentrischer und engstirniger als meine. Sie glaubte tatsächlich auf Biegen und Brechen an den Fortschritt, was auch heißt, daß sie selbstbewußter, vergleichsweise unabhängig und dementsprechend für Speichelleckerei weniger anfällig war – *amerikanischer* also im besten Sinne. Zu Zeiten meines Großvaters muß es sogar noch individualistischer zugegangen sein. Unterstrichen von *Bei Gotts* und *Gottverdammts* tat er seine Meinungen kund, ohne groß auf das Urteil anderer Rücksicht zu nehmen. – Ich weiß nicht recht, Bill, sagte er einmal, als wir in einem Museum eine Ausstellung über die Geschichte des Frauenwahlrechts besuchten. Vielleicht hätten wir den Frauen das Stimmrecht doch nicht geben sollen. Was meinst du? –

Die Reaktionen ließen nicht auf sich warten: haßerfüllte, empörte Blicke sämtlicher anwesender Damen. – Kann man Querköpfigkeit und Gedankenfreiheit gleichsetzen? Ich ziehe die ruppige und oft auch nervtötende Selbstbehauptung meines Großvaters der gleichermaßen verbohrten Einstimmigkeit meiner Nachbarn vor. Aber kann ich ihn deswegen als weniger konformistisch bezeichnen? Einmal sagte er zu mir, wenn ich sein Sohn gewesen wäre, hätte er mir meine Andersartigkeit schon aus dem Leib geprügelt. Er glaubte fest daran, daß amerikanische Autoritäten niemals irrten, was eine seiner typischen Verlautbarungen belegen mag: Weißt du, was mich zur Weißglut bringt? All diese Randalierer, die sich darüber beschwerten, daß die Polizei ihre *Rechte* mit Füßen tritt. Kapierten diese Scheißkerle es denn nicht? Wer randaliert, *hat* keine Rechte! – Was meinen Vater angeht: Seine Epoche war die Blütezeit des »Organization Man«,<sup>1</sup> und er respektierte Regeln, Hierarchien und technokratische Methoden mehr, als ihm bewußt war; er war nur zufällig gut genug, einige dieser Regeln selbst aufzustellen. Ich fragte ihn einmal, warum er werktags immer einen Anzug trage, und er antwortete, daß man sich seine Schlachten aussuche, und er habe interessantere Schlachten zu schlagen als Dress-Code-Geplänkel. Er hatte recht. Wenn ich in Japan eine bedeutende Person treffen muß, trage ich meinen Anzug. Wahrscheinlich hat mein Vater an seinen Anzügen mehr Freude als ich an meinen. Jedenfalls verliehen sie ihm die nötige Statur, Fabrikmanagern direkt ins Auge zu sehen und ihnen zu sagen, wo sie Mist bauten. – Waren Sie nicht ein wenig streng mit diesen Leuten? erkundigte sich einmal ein stellvertreten-

1 »Organization Man«: Begriff von William H. Whyte, um den von der Unternehmenskultur der Nachkriegszeit geprägten amerikanischen Mittelstandsbürger zu beschreiben (A. d. Ü.).

der Geschäftsführer – für meinen Vater ein Ritterschlag, von dem er hocheifrig berichtete. Er unterrichtete seine Studenten ohne Fehl und Tadel und verpaßte in den Jahrzehnten seiner Lehrtätigkeit nicht eine Vorlesung. Er arbeitete hart, lebte das Leben, das er gewählt hatte, und sagte exakt das, was er dachte. Auf seinem Schreibtisch lag ein Briefbeschwerer, in den sein Lieblingsmotto eingraviert war: BULLSHIT BAFFLES BRAINS.

Ich bin der Sohn meines Vaters, was auch bedeutet, daß ich nicht genau wie mein Vater bin. In manchen Dingen bin ich zaghafter als er, in anderen extremer und kühner. Mein Vater denkt, daß Drogen legalisiert, staatlich reguliert und besteuert gehören. Ich auch. Mein Vater hat nie irgendeine verbotene Substanz probiert und wird es auch nie tun. Ich bin stolz darauf, jedes erdenkliche Verbrechen begangen zu haben, das keine Opfer fordert. Mein Vater besteht darauf, nicht zu erfahren, was ich getrieben habe und mit wem.

Ich frequentiere noch immer die Bäckerei, die mein Vater nicht leiden kann, und die Frau, die meinen Vater in die Schlange zurückkommandierte, nickt mir zu. Mein Vater wird nie wieder dorthin gehen. Wäre ich mehr Sohn meines Vaters, würde ich den Laden vielleicht auch nicht mehr unterstützen. Aber ich bin weniger stolz als er, nachgiebiger – oder vielleicht auch einfach gleichgültiger.

Ich arbeite hart, verdiene Geld, zwar weniger als mein Vater, aber genug, um zurechtzukommen. Ich sage, was ich denke, und werde manchmal noch überschwenlicher dafür belohnt als mein Großvater: mit Morddrohungen. Bisher habe ich noch nie einen Abgabetermin für eine Hausarbeit, eine Buchbesprechung oder ein Manuskript verpaßt. Ich mache das ganze Getue mit dem Wählen aus fester Überzeugung mit, habe es nie auch nur zu einem Bußgeld für das Überqueren einer Straße bei roter

Fußgängerampel gebracht, und anders als mein Vater, an dessen Haltung in dieser Hinsicht ich einiges auszusetzen habe, verzichte ich darauf, mich von der Pflicht, als Geschworener vor Gericht aufzutreten, freistellen zu lassen; statt dessen werfen sie mich meistens raus.

Mein Vater haßt organisierte Religion, wahrscheinlich, weil er Gott haßt, der sein kleines Mädchen getötet hat, damals im Jahr 1968. Mich machen Religionen auf mannigfaltige Weise ratlos. Mein Vater mag schöne Autos und hat eine Schwäche für die neuesten technischen Spielereien. Ich erfreue mich an den wenigen mechanischen Geräten, die simpel genug sind, daß ich kapiere, wie sie funktionieren, halbautomatischen Pistolen beispielsweise. Mein Vater ging in seiner Jugend auf die Jagd und feuert mit gelegentlich noch immer ein paar Schuß mit der Faustfeuerwaffe ab, lehnt privaten Waffenbesitz jedoch inzwischen ab, eine Einstellung, die mich enttäuscht. Fast sein Leben lang hat er die Republikaner gewählt, aber im Haß auf den gegenwärtigen Präsidenten stimmen er und ich überein.

Mein Vater hat viele Jahre in Europa gelebt. Ich bin mir nicht sicher, ob er begreift, wie sehr sein Heimatland sich verändert hat. Die Leute trauen sich nicht mehr zu widersprechen, so wie er es früher tat.

Ich ertappe mich dabei, daß ich mit zunehmendem Alter wütender und wütender werde. Zweifellos hätten die Veränderungen selbst, ganz abgesehen von physischem Verfall und den unvermeidlichen Kleintragödien enttäuschter Erwartung, ohnehin für Verbitterung gesorgt; aber ich war immer ein passiver Schuljunge, meine negativen Impulse richteten sich gehorsam nach innen. Nun blicke ich mich um in diesem meinen immer unamerikanischer werdenden Amerika, und ich rase vor Wut.

So viele dieser Entwicklungen sind gut gemeint. Kinder

müssen sich in den Schulbussen anschnallen, und apropos Kinder, mit einem Kind ins Gespräch zu kommen, das ich nicht kenne, lasse ich besser bleiben, wenn ich nicht Gefahr laufen will, von den Eltern als Kinder-schänder hingestellt zu werden. In derselben Kategorie: Ein Schüler hat Sex mit seiner Lehrerin, schwängert sie, und *zack* sitzt sie im Gefängnis! Die Sicherheitshinweise in Flugzeugen werden nicht nur länger, sondern auch lauter und gebieterischer. (Rousseau, 1754: *Es geht dem Menschen nicht besser ... Sowie er in Gesellschaft lebt und Sklave wird, so wird er schwach, ängstlich und kriecherisch, und seine weichliche und verzärtelte Lebensweise entnervt schließlich völlig seinen Mut und seine Kraft.*) Meine Stadt erläßt eine Verordnung, wonach die Autos von Männern, die Prostituierte mitnehmen, zu konfiszieren seien. Das zwingt mich, zu Fuß zu gehen. Jedesmal, wenn ich dann mit der Abendbegleitung meiner Wahl in ein Motel einchecke, verlangt der Portier, daß ich mich ausweise. Viele dieser Etablissements verschmähen es mittlerweile, mit mir in Geschäftsbeziehung zu treten, da ich keine Kreditkarte besitze. Keine Kautions von zweihundert, nicht einmal von fünfhundert Dollar für ein Vierzig-Dollar-Zimmer überzeugen sie, es mit mir zu riskieren. Und die, die es wagen, bestehen darauf, meine Papiere zu fotokopieren. Für den Fall, daß ich bei Verlassen des Landes ein umfangreiches Bündel Bargeld mitführen möchte, bin ich verpflichtet, dies zu melden. Gibt es etwas, das ich *nicht* melden muß, und was passiert mit den Informationen, die ich so pflichtschuldig liefere?

Jahr für Jahr marschieren diese willigen Vollstrecker tiefer in mein Leben ein. Ich bin nun schon zweimal vom FBI vernommen worden und von den U.S.-Zoll- und Einreisefunktionären öfter, als ich mich erinnern kann. Beim FBI waren sie immer höflich, wenn ich auch nicht so weit



gehen würde, sie herzlich zu nennen. Ihre Kollegen in anderen Zweigstellen der Macht haben mich zuzeiten bedroht, beleidigt und inhaftiert. Ich war einmal mit einer Frau zusammen, die mich anflehte, das Spiel doch wenigstens *ein klein wenig mitzuspielen*; ich schade mir selbst, sagte sie. Aber ich fand, daß sie mir schadeten.

Ich bin der Sohn meines Vaters. Ich erwidere ihre Blicke. Einmal zerzte so ein Tyrann vom Zoll, nachdem er bereits zur Erheiterung der Leute in der Schlange hinter mir meine Unterwäsche hochgehalten hatte, jeden einzelnen, sorgfältig gepackten Gegenstand aus meinem Koffer, riß die Verpackung meiner Geschenke auf, brachte sein Gesicht nahe an meins und sagte: Wissen Sie was? Ich werde gerade erst warm. – Oh, Officer, antwortete ich, wenn ich das gewußt hätte, hätte ich ein paar von den *hübschen kleinen grünen Pillen* für Sie versteckt. Sie wissen schon, diese *süßen kleinen grünen Glückspillen*. – Und lächelte und starrte weiter in das Gesicht dieses Widerlings.

Mein Vater, das muß ich leider sagen, ist inzwischen der Meinung, ich solle es ein wenig gelassener angehen. (Ich habe Ihnen erzählt, daß wir beide den Präsidenten hasen. Aber ich sähe den Präsidenten sogar gerne im Gefängnis.) Kann gut sein, daß ich ein sturer und aufsässiger Bürger bin; womöglich sollte ich das Spiel ein *klein wenig mitspielen*. Aber das tue ich, das tue ich: Wenn ich Prostituierte abschleppen will, benutze ich den Wagen von jemand anderem.

## 2

Meine Kritik an der amerikanischen Gesellschaft bleibt im Grunde genommen inkohärent. Hätte ich wirklich lieber zur Zeit meines Großvaters gelebt, als Pinkertons

Leute den organisierten Arbeitern eins über den Schädel gaben, oder zu der meines Vaters, als Joe McCarthy jeden ruinieren konnte, indem er ihn einen Roten nannte? Ich weiß nur, daß ich, obwohl ich ein freieres Leben lebe als viele Leute, noch freier sein möchte; ich bin manchmal ganz benommen vor Sehnsucht nach einem besseren Dasein. Was ist es, das ich brauche?

### 3

Was brauchst du? fragte die Frau in den Büschen.

Einen Zug.

Nein, was *brauchst* du?

Die anderen Buschleute bedeuteten mir zu verschwinden, nicht drohend, aber drängend. Sie handelten mit Crystal Meth; o ja; sie kauften und verkauften den sprichwörtlichen Big Rock Candy Mountain. Keiner sagte uns, wo die Güterzüge anhielten.

Also gingen wir in Richtung Süden die Gleise entlang, wir drei, den ganzen Weg bis zu der Überführung, von deren hoher Kante aus wir das verheißungsvolle Doppelgleis zu erblicken hofften, und betraten das mit Graffiti überzogene Labyrinth darunter. Wie die meisten Experimente endete auch dieses in einer Sackgasse; aber ich war der einzige, den der hohe Maschendrahtzaun um uns herum einschüchterte: Mein Becken, erst kürzlich von einem Bruch geheilt, tat bei schlechtem Wetter immer noch weh. Ich blieb zurück mit meinem lächerlichen orangefarbenen Eimer und lauschte dem dumpfen Dröhnen der Lastwagen auf dem Beton über mir, während meine beiden fitteren Freunde hinauf- und hinüberkletterten. Kein Wort kam von ihnen, das mich bloßgestellt hätte. Ich fühlte mich auch nie entmutigt oder zu Dank ver-

pflichtet; denn zur Ausrüstung von uns Abenteurern, die wir das Stahlroß gleichsam ohne Sattel reiten – die Sitzgelegenheiten, die man auf einem Güterwaggon vorfindet, sind selten allzu üppig gepolstert –, gehören gewöhnlich auch die drei besten Eigenschaften meines Vaters: Mut, Großzügigkeit und Integrität. Ich saß auf meinem orangefarbenen Eimer, und meine Freunde kamen zurück und sagten, daß sie nicht die Spur eines Zuges entdeckt hätten.

Also machten wir uns auf den Weg zurück zum Passagierbahnhof von Salinas, Kalifornien. Unter der Unterführung war ich zu nichts nütze gewesen, aber ich war derjenige, der aus einem Durchgang heraus unseren Zug erspähte! Wir rannten los, dann liefen wir vorsichtig über das Gelände des Güterbahnhofs, an einer Frau vorbei, die einen Mann auf dem Schotter fellationierte. Da war er, unser Zug. Kurz nachdem wir den Schwanz der Schlange umrundet hatten, wurden wir vom Zischen komprimierter Luft gewarnt, daß sie gleich vom Rand der Welt gleiten würde. Wir sprangen gerade noch rechtzeitig auf, oder vielmehr: Meine Freunde sprangen auf, ich benutzte meinen lächerlichen orangefarbenen Eimer, den ich auf den Kopf stellte. Ich trat darauf und stieg wie über ein Trittbrett mühelos auf den Wagen, von wo aus ich den Eimer mit einem Strick, den ich am Henkel befestigt hatte, zu mir heranzog; ich war der Sohn meines Vaters, ich mochte meine Gerätschaften. – *Hey*, hatte sich jemand über mich lustig gemacht, als wir die Gleise entlanggingen. *Du hast meinen Eimer geklaut! Gib mir meinen orangefarbenen Eimer zurück!* – Ein orangefarbener Eimer war keine so schlechte Sache, abgesehen von der Tatsache, daß er orange war. Man konnte darauf sitzen, Dinge in ihm transportieren und hineinpissen. Ich setzte mich darauf und schaute mich um.

Wir fuhren auf einem mit Bauholz beladenen offenen Güterwaggon; die riesigen Bretterstapel ließen auf der rechten Seite eine rechtwinklige Lücke und auf der linken Seite noch eine kleine Lücke offen, dazwischen gab es einen Durchgang. Es war der perfekte Unterschlupf; wir konnten den Bahnbullen ausweichen, egal von welcher Seite sie kamen. Wider die Obrigkeit duckten wir uns in unser Versteck, durchquerten bei wachsender Geschwindigkeit den Güterbahnhof, rasten innerhalb weniger Atemzüge über die Überführung von vorhin und waren auf und davon, begleitet von Nebel, Bergen und wassergesäumten Feldern; die schummrige Abenddämmerung rollte an uns vorbei, der Zug bebte und ächzte, das Holz knarrte. Unsere Hoffnung hieß Santa Barbara.

Aus einem Güterbahnhof hinauszufahren fühlt sich für mich immer ein wenig so an wie die Überquerung einer Brücke über eine tiefe Schlucht; man verschreibt sich ganz dem, was ein anderer Mensch der Leere entgegengesetzt hat. Wenn man erst einmal das Signal hinter sich gelassen hat und die vielen Gleise zu einem geworden sind, ist die Geschwindigkeit des Zuges meistens so hoch, daß dem Passagier keine andere Wahl bleibt, als mitzufahren. Kurz: nächster Stopp Santa Barbara, vorausgesetzt natürlich, daß wir in Santa Barbara anhielten.

Ich war noch nie zwischen Bretterstapeln auf einem offenen Güterwaggon gefahren und machte mir Sorgen, daß sie ins Rutschen geraten könnten. Irgendwann tröstete ich mich mit der Überlegung, daß ich, wenn sie ineinanderkrachten, wahrscheinlich auf der Stelle sterben würde – es gab also nichts zu befürchten. Zudem war Steve, der Held dieses Buches, schon oft auf solchen offenen Güterwaggons mitgefahren und wirkte unbesorgt, und so

beließ ich es dabei und genoß die frische Luft und den würzigen Holzgeruch um mich herum.<sup>1</sup>

Das war das Großartige an dieser Art des Reisens: Man atmete den Hauch der Realität. In Gilroy County roch der Abend nach Knoblauch; später, in der Nähe von Santa Barbara, würde die Morgendämmerung nach Anis duften. Trips auf Güterzügen sind Parabeln. Warum haben wir uns dafür entschieden, hinter Wänden und Fenstern zu leben? Erleben Sie die schockierende Schwärze und das Gefühl des Erstickens, wenn ein Frachtzug in einen Tunnel einfährt, und Sie haben Ihre Antwort! Ein alter Mann erzählte mir einmal von der Fahrt auf einem Güterzug in einer nicht eindeutig bestimmbar nördlichen Gegend, wo ein Tunnel so lang gewesen sei, daß ein Hobo, der auf dem offenen Waggon gesessen habe, tot heruntergefallen sei; der alte Mann habe nur ein alter Mann werden können, weil er in einem geschlossenen Waggon voller Luft gefahren sei! War das eine Lügengeschichte? Ich weiß es nicht.<sup>2</sup> Aber ich kann Ihnen versichern, daß die Dunkelheit des Tunnels jenseits eines U-Bahn-Fensters oder Zugabteils, so unheimlich sie sein mag, ziemlich harmlos ist im Vergleich zu der *wirklichen* Schwärze, die einem den Atem verschlägt. Die Realität liebkost und verletzt! Die Realität tötet sogar – auch die verleugnete; aber wenig-

1 Als Steves Geheimagent bei der Union Pacific Railroad, ein Lokführer, dieses Kapitel las, war er entsetzt und nahm Steve das Versprechen ab, nie wieder auf einer mit Holz beladenen Gondel zu fahren. Offensichtlich kann das Holz sich verschieben, wenn der Zug bremst.

2 Ein Tramp meint, daß die Hobos, *als hier noch Dampfloks fuhren*, in den Tunnels oft erstickt sind. Er listet die drei längsten Tunnel Amerikas auf, die von Güterzügen passiert werden: Libby Dam (acht Meilen), Cascade (fast acht Meilen) und Moffat (sechs Meilen). Ich hoffe, nie durch einen davon zu fahren.